

Hier stapelt sich das Leben

In Selfstorages kann man Dinge lagern, für die zu Hause kein Platz ist. *Michael Graupner* hat sich angeschaut, welche Regeln dort gelten.

„Hoffentlich kommt mir jetzt nicht alles entgegen.“ Mit bangem Blick schließt Stefanie Schönfeld das Vorhängeschloss an der blauen Tür auf. Eine Videokamera beobachtet das Geschehen, gleißendes Neonlicht scheint auf die junge Frau herab. „Es geht mir gut“, schallt es durch die verlassenen Flure, „es geht mir gut.“ Weiße Wellblechwände tragen Marius Müller-Westernhagens sonore Stimme an nummerierten Türen vorbei: 3034, 3035, 3036 ... Vorsichtig zieht Schönfeld die Tür auf. Dahinter offenbart sich ein Sammelsurium aus Gegenständen und Möbeln, Umzugskisten stehen schief übereinander, Tischbeine ragen empor, ein Schlitten liegt auf einer hochkant gestellten Matratze und sieht aus, als falle er jeden Moment herunter. An ein Betreten des Raumes ist nicht zu denken. „Hier stapelt es sich nun, mein Leben“, seufzt Schönfeld und versucht, den Schlitten zu stabilisieren.

Erst seit wenigen Wochen verstaut die Krankenschwester ihr Hab und Gut in dem Mietlager im Stuttgarter Norden, einem sogenannten „Selfstorage“. So bezeichnet man die Praxis, Gegenstände in fremden Lagerräumen unterzubringen – sie also „selbst einzulagern“. Während im Selfstorage-Mutterland, den Vereinigten Staaten, so eine ganz eigene Mietdekultur entstanden ist, hat ihre Verbreitung in Deutschland nur sehr schleppend begonnen. Doch mittlerweile säumen die großen, kantigen Wellblechpaläste auch hierzulande Autobahnausfahrten, Gewerbegebiete und Ausfallstraßen vieler Großstädte. Wie nur, möchte man fast fragen, konnte das im Land der Keller und Dachböden, der Garagen und Gartenhäuschen passieren?

Nachdem Schönfeld die Tür ihrer Lagereinheit wieder verschlossen hat, irrt sie ein bisschen durch die Gänge. Sie hat im selben Gebäude noch einen zweiten Raum gemietet, den sie zunächst nicht finden kann. Ist er im zweiten oder dritten Stock? Am Fenster oder neben dem Fahrstuhl?

Schon seit langem sucht Schönfeld in und um Stuttgart eine Wohnung. Nach einer Trennung sei sie wieder hierher zurückgekehrt. Hier ist sie aufgewachsen, hier wohnen noch Familie und Freunde. Dass sie bislang keine Wohnung finden konnte, liegt vor allem an ihrer Begleiterin: der ungarischen Straßenhündin Suma. Sobald Schönfeld die Existenz ihrer Hündin erwähnte, beendeten die potentiellen Vermieter das Gespräch. Einen Hund wollten sie auf gar keinen Fall in der Wohnung haben. Darum lebt Schönfeld vorübergehend in einer Pension, Suma in einer Tierunterkunft, ihre Möbel und Sachen im Lagerzentrum.

Auch ihr zweiter, nur wenige Quadratmeter großer Raum ist überfüllt mit Umzugskisten. Ein Satz Winterreifen lugt hervor, am Rand steht ein Trampolin, daneben ein kaputter Wäschetrockner. „Das sind alles Sachen, die man eigentlich nicht wirklich braucht, die ich aber auch nicht wegschmeißen will“, sagt sie. Sie habe komplett unterschätzt, wie viel „Kram“ sie doch besitze. Dabei habe sie schon vieles vorher aussortiert und im Internet verkauft.

Von der Existenz der Mietlager hat sie im Internet erfahren. Als sie nicht wusste, wo sie ihre Gegenstände aufbewahren sollte, mietete sie sich einen Raum. Und als der erste überfüllt war, den zweiten und stellte auch diesen zu. „Wenn ich jetzt meine Winterjacke brauche, weiß ich gar nicht, wo ich anfangen soll zu suchen.“

Geschichten wie diese sind das Kapital von Martin Gerhardt. Vor über 20 Jahren stand er vor einem ähnlichen Problem: Er hatte geheiratet und seine Wohnung aufgelöst. Die überschüssigen Sachen lagerte er im Keller eines Bekannten zwischen – wo sie verschimmelten. Wenige Jahre später, 1999, gründete er dann zusammen mit einem Freund in Wien das Unternehmen „MyPlace“, den heute größten Anbieter von Selfstorages im deutschsprachigen Raum.

So jedenfalls erzählt der Österreicher seine Erfolgsgeschichte, die kein Ende zu nehmen scheint. Von den insgesamt 170 Storages in Deutschland betreibt „MyPlace“ 24 Gebäude. Die Branche ist ein Wachstumsmarkt, dennoch hinkt der deutsche Markt im Vergleich zu anderen Ländern weit hinterher: In Großbritannien gibt es 1022, in Frankreich 336 und so-



Mietlager in Wiesbaden: Anderen Nutzern begegnet man äußerst selten; wenn doch, dann bedenkt man sich gegenseitig mit einem beklommenen Kopfnicken.

Foto: Michael Graupner

gar in den Niederlanden 282 Storage-Lager – ganz zu schweigen von Amerika: Schon in den sechziger Jahren entstanden dort, genauer in Texas, die ersten Lagereinheiten, meist in der Nähe von Militärplätzen, wo Soldaten ihre Sachen verstauten. Heute gibt es in den Vereinigten Staaten über 50 000 Storage-Häuser. Das macht gut 0,7 Quadratmeter vermietbare Selfstorage-Lagerfläche pro Bürger.

„Der deutsche Markt ist ein sehr langsamer im Vergleich zu anderen“, sagt Gerhardus. Die Akzeptanz sei niedriger, der Bedarf bislang nur gering. Das liege vor allem am nach wie vor verbreiteten Hauseigentum in Deutschland. Zudem würden in den angelsächsischen Ländern die Menschen viel häufiger „übersiedeln“ – und die Deutschen seien „noch wenig mobil“.

Doch das ändert sich seit einigen Jahren. Es sind die bekannten gesellschaftlichen Entwicklungen der globalisierten Welt, die auch vor Deutschland nicht haltmachen. Flucht in die Städte, Flexibilisierung der Arbeitswelt, Pluralisierung der Lebensstile: dies alles findet seine reale Ausprägung in der Existenz der Selfstorages. Sei es eine Trennung, ein Zusammenzug, ein Auslandsaufenthalt oder ein Todesfall in der Familie – Menschen wie Stefanie Schönfeld müssen auf Lebensenschnitte reagieren und ihren Hausstand kurz- oder langfristig irgendwo unterbringen.

Die Verbreitung der Storages hat aber noch einen weiteren Hintergrund: „In modernen Architekturen gibt es immer weniger Dingeräume“, erklärt Petra Beck, Europäische Ethnologin an der Berliner Humboldt-Universität. Sie arbeitet seit einiger Zeit zum Thema Selfstorage und interviewte für ihre Forschungen Nutzer und Filialleiter. „Wohnungen“, sagt Beck, „werden tendenziell kleiner gebaut, auf Keller oder Dachböden mittlerweile oft ganz verzichtet.“ Auf der anderen Seite besäßen die Menschen immer mehr Gegenstände: „Ein bäuerlicher Haushalt im 18. Jahrhundert hatte gerade einmal einige Dutzend Dinge; heute



Sammler: Oskar Engel vor seinem dreieinhalb Quadratmeter großen Lagerraum.

sind es im Schnitt ungefähr zehntausend.“ Mit der Beschleunigung der Lebensläufe beschleunigen sich gleichzeitig das „Dingkarussell“, wie Beck es nennt – und Selfstorages werden zum idealen Ort, Dinge aufzubewahren.

In Gesprächen mit den Storage-Nutzern machte Beck eine interessante Beobachtung: Die privaten Nutzer (gut 20 Prozent der Fläche werden gewerblich gemietet) lassen sich nicht einfach so einer Generation oder einem Milieu zuteilen: „Es ist ein sehr gemischter Nutzerkreis.“ Diese Erkenntnis passt perfekt in die Erzählung von „MyPlace“-Gründer Gerhardus; fast ein bisschen stolz berichtet er von der Bandbreite seiner Nutzer: „Vom Obdachlosen, der sein Hab und Gut bei uns sicher abstellen kann, bis zum Millionär, der sein 27. Bild reinstellt, ist bei uns alles dabei.“ Sind die Selfstorages also nichts anderes als die Erfüllung eines linken Traums? Der klassenlose Sehnsuchtsort in den Irrungen und Wirrungen der postmodernen Zeit?

Das würde zu weit führen. Schließlich sind die Gebäude von einem Hochsicherheitszaun umgeben, von 6 bis 22 Uhr sieben Tage die Woche geöffnet, und rein kommt auch nur, wer über einen Zugangs-Pin verfügt – und fristgerecht die Miete überweist. Die schwankt zwischen den Betreibern. Im Schnitt beläuft sich der Quadratmeterpreis auf 30 bis 40 Euro pro Monat. Für die Aufbewahrung gilt dabei die Faustregel: Pro zehn Quadratmeter Wohnfläche benötigt man einen Quadratmeter Storagefläche.

Es ist eine merkwürdige Atmosphäre, die auf den Selfstorage-Fluren vorherrscht: Anderen Nutzern begegnet man äußerst selten; wenn doch, dann bedenkt man sich gegenseitig mit einem beklommenen Kopfnicken. Meist aber wird lieber ganz weggeschaut. Tür an Tür haben die rund tausend Nutzer ihre Habseligkeiten verstaut, doch wissen tun sie voneinander nichts.

Für Ethnologin Beck sind es indes gerade die entlang des Wellblechmaterials verlaufenden „räumlichen und rechtlichen Grenzen“ der Selfstorages, die sie „extrem spannend“ findet. Die Betreiber schreiben zwar vor, was die Nutzer nicht lagern dürfen – zum Beispiel lebende Tiere, Pflanzen, Waffen oder Chemikalien –, sie kontrollieren die Inhalte aber nicht und müssen mit der Ungewissheit leben. Sind die Storages vielleicht längst zu einem Ort illegaler Machenschaften verkommen, wie in der amerikanischen Fernsehserie „Breaking Bad“, in der der Protagonist Walter White die Millionen-gewinne seiner Crystal-Meth-Herstellung in einem Storage unterbringt?

In deutschen Storages, möchte man mutmaßen, geht es gesitteter zu. Oskar Engels Augen leuchten, als er die Tür zu seinem dreieinhalb Quadratmeter großen Lagerraum öffnet. Es erfülle ihn jedes Mal mit „Stolz“, wenn er ihn betrete. Engel zieht zwei Laken von den sauberlich angeordneten Stehregalen. Sein Blick fällt auf die HiFi-Anlagen aus den siebziger und achtziger Jahren. Über 60 Receiver, Plattenspieler, Kassettenrekorder und Radios besitzt Engel. Gut ein Viertel davon lagert er hier. „Das sind

schon ein paar richtige Schätzchen, gepflegte Raritäten“, erklärt er. Die Geräte stammen von Marantz oder Braun, sogar eine BASF-Anlage besitzt er – und das, obwohl BASF die Produktion von HiFi-Anlagen schon längst eingestellt habe.

Richtige „Designerstücke“ seien das, sie seien mehrere tausend Euro wert.

Engel, schütteres Haar, kariertes Kurzarmhemd, 57 Jahre alt, lebt als Single in Mainz und arbeitet dort für ein Großhandelsunternehmen. Die Leidenschaft für

HiFi-Anlagen hat er von seinem Vater geerbt. „Als ich aufgewachsen bin, gab es für mich mit zehn, elf nichts Geileres als eine HiFi-Anlage und einen tollen Farbfernseher.“ Mit dem Sammeln habe er aber erst vor 20 Jahren begonnen. Als er vor zwei Jahren in eine kleinere Wohnung zog, wollte er seine Anlagen nicht einfach in einem Keller verkommen lassen. Seither mietet er ein Lager in Wiesbaden. „Mein Storage bietet mir die Möglichkeit, mein Hobby vom Platz her aufrechtzuerhalten“, so Engel. Er komme aber nur wenige Male im Jahr hierher, etwa um ein Gerät auszuwechseln oder ein neues einzustellen. Manchmal nehme er sich auch eine Anlage mit nach Hause und spiele sie ab. Einfach so.

Ganz zärtlich berühren Engels Finger ein Radio aus den Siebzigern – ein „Cockpit-Design“ von Braun, mit Schieberegler zum Laut-leise-Stellen. „Das leuchtet dann so schön und hell gelblich.“ Er bewegt den Regler hoch und runter, auf einen Leuchteffekt kann man allerdings lange warten. Keine der Anlagen ist an ein Stromnetz angeschlossen, Steckdosen sind in den Storages nicht vorhanden. Selbst das Licht erhalten die Nutzer nur vom Gang.

„Als Rückzugsort eignen sich die Storages nicht“, sagt Petra Beck; sie besitzen kaum „Aufenthaltsqualität“ und seien deshalb auch „Räume des Loslassens“. Viele Menschen hätten Probleme, sich von Gegenständen zu trennen, sie einfach so in den Müll zu werfen. Mit der Nutzung eines Lagers setze ganz unbewusst ein Abnabelungsprozess ein, die Lücke zwischen den Dingen und ihren Besitzern werde größer.

Auch Oskar Engel will sich bald von einigen Anlagen trennen. Während er die Laken wieder auf das Regal legt, spricht er von seinem „großen Traum“, einem Receiver von Marantz. Über 3500 Mark habe der vor vierzig Jahren noch gekostet, heute sei er so viel in Euro wert. Für ihn kämen dann bis zu zehn seiner Geräte weg. Am liebsten würde Engel sie in ein Technikmuseum geben. So wäre das Selfstorage nur ein Zwischenschritt vor dem Abschied gewesen.



Lesen Sie, was Sie wollen. Wo Sie wollen.

Mit dem Kindle Paperwhite. Und mit Zugang zu Millionen E-Books.



kindle paperwhite
amazon